



An des Jahrhunderts Wende. Sylvester-Nummer.

Jahresabschluß.*)

(Nachdruck verboten.)

Stizze von Justus von Mauritz jr.

Aus dem Holländischen von E. Otten.

Sylvesternacht. In dem einfachen, kleinen, von einer schlecht brennenden Lampe nur spärlich erleuchteten Zimmer herrscht tiefe Stille. Es ist von Speisebunzl ganz erfüllt.

Auf dem ausgewaschenen Tischtuch liegen Waffelkrümel, Ueberreste von dem, was der kleine Willy verpeißt hat, ehe der Sandmann seine Pflicht gethan. Er hatte sein Mütterchen so sehr gebeten, sie möchte ihm nur ein einziges Mal erlauben, aufzubleiben, um den Wächter auf dem Thurm blasen zu hören; nun sollte es wirklich für dies eine Mal geschehen, aber schon um 10 Uhr hatte ihn der Schlaf übermannt.

Mutter wünschte, daß nun auch ihr Aeltester schlafen ginge, denn sie war so müde, wie immer in der letzten Zeit; die Kleinen waren aber auch wirklich so ermüdend und unbequem.

„Weißt Du noch auf, soll ich noch bei Dir bleiben?“ hatte sie ihren Mann freundlich gefragt, ehe sie den schweren, schlafenden Jungen auf den Arm nahm — aber ihr Mann schüttelte verneinend den Kopf und rechnete ruhig weiter in dem großen Buch, das aufgeschlagen vor ihm lag.

„Na, denn gut' Nacht, bleib' Du nur auch nicht mehr zu lange auf, heut' Abend find'st Du's doch nicht mehr.“

„Schlaf wohl! Gute Nacht, Kerlchen; — ach, der hört nichts mehr, der schläft schon ganz fest!“

Und wiederum beginnt er zu rechnen und starrt dann lange schweigend auf das Buch. Unruhig laut er an seinem Pfeifchen, er raucht zu Hause aus Sparjamkeit nur Pfeife.

Seit seiner Verheirathung hat er jeden Sylvesterabend seinen Jahresabschluß, hat er jedes Jahr eine Art Bilanz gemacht, und jedes Mal war sie zu seiner Zufriedenheit ausgefallen, nur heute Abend will es absolut nicht stimmen.

Wieder und wieder blättert er in dem Buch, zählt mehrere Posten zusammen, addirt eine lange Reihe Zahlen und seufzt dann tief auf.

Alles Rechnen ist umsonst, denn ein Defizit ist da und für seine Verhältnisse kein geringes.

Wie ist das ent'anden? Langsam und bedächtig prüft er die Einrichtung des Zimmers. Nein, hier herrscht wirklich kein Ueberfluß, alles ist bürgerlich und einfach. Die sechs Stühle mit Koffhaarbezug stammen noch aus dem Haushalte seines Vaters, der glänzende Mahagonischreibtisch ist ein Erbstück von Lina's Mutter, die herabgelassenen Vorhänge tragen deutliche Spuren des nahenden Alters, die Tapete ist hie und da überklebt und der Teppich bereits umgedreht und mehrmals geflickt.

*) Der Roman: „Auf Sand gebaut“ findet in der nächsten Nummer des „Halleschen Courier“ seine Fortsetzung.

Nein, darüber braucht er sich keine Vorwürfe zu machen. Sie sind ja auch beide so einfach und sparsam, sie haben sogar fast knauserig gelebt, und doch sind Schulden da; er schüttelt den Kopf, es ist ihm unfasbar, wie er zu dem Defizit kommt.

Seiner Frau kann er wirklich in keiner Hinsicht einen Vorwurf machen, denn sie ist stets mit dem Monatsgeld ausgekommen und hat sich vom frühen Morgen bis zum späten Abend in der Wirthschaft abgeplagt. Nein, an ihr liegt die Schuld nicht.

Ueber all dem Grübeln ist ihm die Pfeife ausgegangen. — Er steht auf, um sie sich an der Lampe anzuzünden, und dabei fällt sein Blick zufällig in den Spiegel: wie sorgenvoll ich aussehe, denkt er, indem er sich wieder hinsetzt, ja, ich werde alt, ich bekomme Falten und Runzeln. Wie um sie hinwegzuweichen, fährt er sich mehrmals mit der Hand über die Stirn und murmelt leise vor sich hin: „Noch keine acht Jahr verheiratet, noch nicht fünfunddreißig Jahre alt! und doch . . . das ist zu früh, viel zu früh!“

Nebenan im Schlafzimmer hört er seine Frau leise husten, sie ist schwach und kränklich geworden . . . und plötzlich sieht er seine Lina vor sich, wie sie an ihrem Hochzeitstage war.

Wie reizend, wie blühend und gesund hatte sie damals ausgesehen, voller Jugendfrische, schlank und biegsam, und wie die vollen, frischen Lippen fröhlich lachten! Wie gut ihr das einfache Brautkleid stand! Ja, sie war wahrlich begehrenswerth, voller Lebenslust und lieblicher Anmuth. Und jetzt? Lina war kaum dreißig, sah aber um Vieles älter aus.

Die feinen Züge sind von tiefen Falten durchfurcht, das blühende Roth der Wangen ist verschwunden, die Gestalt ein wenig gebückt und eckiger wie zuvor; nichts mehr von dem zarten Hauch, der einst über ihrer ganzen Erscheinung lag, alle Poesie dahin!

Sie hatten sich lange gekannt, bevor sie sich heiratheten; wirklich verlobt waren sie eigentlich nie gewesen. Wie sollte man wohl mit neuhundert Gulden jährlich auskommen, wenn man doch immerhin von Hause aus an ein gewisses Wohlleben gewöhnt ist?

Endlich stieg sein Gehalt auf elfshundert Gulden. Mehr hatte er nicht zu erwarten, und so heirathete er sie denn.

Und nun rechneten sie und überlegten zusammen, ob es auch wirklich gehen würde, wieviel sie für Wohnung, für Unterhalt, für Kleidung wohl ausgeben dürften, ohne dabei einen immerhin möglichen Familienzuwachs zu vergessen.

Zwei Kinder hatten sie damals in Anschlag gebracht, mehr war Luxus und durfte nicht sein



Auf dem Papier hatte sich das Alles recht schön angenommen, aber als sie einmal glücklich verheirathet waren, kam's anders. Nur das mit den zwei Kindern stimmte; die waren in einem Zwischenraum von anderthalb Jahren erschienen. Alle übrigen Berechnungen erwiesen sich als falsch; sie hatten sie in jenen Tagen mit den Augen der Liebe und der Hoffnungsfreudigkeit gemacht.

Lina hatte eine vorzügliche Erziehung genossen, aber ihre Verhältnisse hatten sich plötzlich geändert. Es war ein harter Schlag für sie gewesen, aber sie hatte sich mit großer Ergebung und Vernunft dareingefunden und benutzte geschickt die Gaben, die ihr der Himmel geschenkt.

Hermann kannte sie schon lange, ihre ruhige Fröhlichkeit zog ihn mächtig an und er war seit davon überzeugt gewesen, daß nur sie ihn glücklich machen könne. Sie liebte ihn — und er sie — dessen war er sich bewußt und so heiratheten sie sich denn in der festen Zuversicht, stets glücklich und zufrieden miteinander zu leben.

Und nun? — Leider, leider mußte er sich's eingestehen, daß er sich verrecknet hatte. Es war ein Defizit und er hatte Schulden. Wohl keine allzu großen, aber ihn drückt das Bewußtsein, sich Geld geborgt zu haben, ohne zu wissen, wie und wann er es würde zurückerstatten können.

Er grübelt immer weiter, blättert wieder und wieder in seinem Buch, sieht jeden Posten noch einmal durch, aber er kann beim besten Willen nicht finden. Er selbst fühlt sich frei von aller Schuld, denn er spielt nicht, er trinkt nicht, sondern verbringt seine Abende stets zu Hause.

Er blättert weiter . . . da! — endlich! 28. Juli: 1 Kisten Zigarren, 4 Gulden. Hm! er raucht fünf für zwanzig Cents, das ist doch keine Extravaganz — 3. August: ein Pfund Tabak 1 Gulden . . . erst im Oktober hat er wieder hundert Zigarren gekauft, das kann er mit gutem Gewissen verantworten. Das ist ja der einzige Luxus, den er sich erlaubt. 15. September: Schneider 45 Gulden — 's ist ein gut Stück Geld — aber damals brauchte er einen neuen Rock und eine neue Weste so nöthig.

Hm! denkt er, sollten an dem Defizit am Ende meine Anzüge schuld sein? Ich kleide mich gern gut, das läßt sich nicht leugnen, aber schließlich muß der Mensch doch anständig aussehen.

Nun ist er mit seiner Person zu Ende, dann muß eben Lina die Schuld haben. Aber inwiefern? Die paar neuen Kleider, die sie nach ihrer Hochzeit bekommen, hat sie sich selbst gemacht. Schleifen und Bänder kauft sie sich nicht. Ihr Hut hat schon viele Metamorphosen durchgemacht, Handschuhe und Schuhe halten ewig bei ihr. Nein, nein! — Lina vergeudet nichts — bei dem Gedanken an die Toilette seiner Frau steigt unwillkürlich etwas Wehmüthiges in ihm auf. Jedes Kleid, das sie trägt, hat eine lange Geschichte und erzählt von sorgfältigster, fast rührender Sparsamkeit. Nein, Lina ist wirklich nicht die Ursache, daß er Schulden macht, denn für sich selbst giebt sie fast nichts aus! — Sollte sie vielleicht für die Kinder zu viel ausgeben? Aber nein, einfacher könnte sie sie wohl kaum kleiden.

Aber die Wohnung war vielleicht zu theuer? Ein kleines Wohnzimmer, ein Schlafzimmer, ein Kamin für die Kinder und eine kleine Küche; mit weniger Raum könnten sie unmöglich auskommen. Oder vielleicht doch, er hat Kollegen, die noch beschränkter wohnen, aber im Schlafzimmer kann man doch nicht gut Jemanden empfangen und . . . Ja, wenn er ein Handwerker oder ein Arbeiter wäre, die haben es besser, die brauchen sich um Niemanden zu kümmern, brauchen nicht standesgemäß zu leben. Nein, an der Wohnung liegt's auch nicht.

Am Ende an der Bedienung? Früher hatten sie nur eine Aufwartefrau für ein paar Stunden, und jetzt ein ganz junges Mädchen für den ganzen Tag. Das können sie nicht entbehren, denn vier Kinder sind für Lina allein doch zu viel. Vier Kinder! Das ist's! Darauf hatten sie nicht gerechnet. Die Zwillinge sind an dem Defizit schuld.

Er beißt sich auf die Lippen, jetzt ist das Räthsel gelöst. Mit zwei Kindern hatten sie gerechnet, für die hätte er keine Schulden zu machen brauchen. Aber vier!

Unwillkürlich sinkt sein Haupt auf die Brust, die Arme hängen schlaff herab, seine Augen starren ins Leere. Ihn fröstelt's — das Feuer ist wohl ausgegangen? Er fühlt sich matt, müde und alt, unbeschreiblich alt . . .

Langsam zieht an seinem geistigen Auge seine ganze Junggelesenzeit vorüber. Ja, da hatte er keine Sorgen gekannt, selbst dann nicht, wenn er am Ende des Monats nur noch ein paar Gulden in der Tasche hatte. Für ihn allein hatte es stets noch gelangt.

Ja, ja, er hätte nicht heirathen sollen, aber Lina hatte es ihm angethan, und da war eben nichts mehr zu wollen. Kinder aber hätten sie nicht haben dürfen, war es nicht im Grunde unmoralisch von ihm, vier unschuldigen Wurmern das Leben zu geben, ohne . . .

Zwei Kinder, das wäre allenfalls noch angegangen, obgleich schon das Zweite nicht mit demselben Jubel empfangen wurde wie das Erstgeborene. Und dann nach Jahren hielten die Zwillinge ihren Einzug und warfen alle Berechnungen über den Haufen. Wieviel hatten die Weiden jetzt schon gekostet!

„Hermann, Hermann, komm doch schnell!“ ruft Lina plötzlich ängstlich aus.

Rach springt er auf; nur ein Gedanke fährt ihm durch's Hirn: sollte etwa einem der Zwillinge etwas passiert sein? Lina's Stimme klingt so seltsam, so unheimlich. Er stürzt ins Zimmer und findet Lina am Bett der Zwillinge sitzend.

„Mein Gott, Lina, was giebt's?“

„Das Kind hat Krämpfe.“

„Um Gotteswillen, gleich geh' zum Doktor.“

Und er läuft, nein, er rennt auf dem glatten Boden, auf dem der blickende Schnee festgefroren ist.

Gott sei Dank, der Arzt ist zu Hause, macht zwar ein sehr brummiges Gesicht, daß man ihm sogar am Sylvesterabend keine Ruhe läßt, geht aber doch sofort mit.

„Wie steht's mit dem Kinde?“ ruft Hermann, nachdem er athemlos die Treppe heraufgestürzt ist, ohne daran zu denken, daß der Doktor sich im dunklen Gang nicht zurechtfinden kann.

Mitternacht! Das alte Jahr ist begraben und Millionen Menschen jubeln dem neuen entgegen.

Wie undankbar ist doch der Mensch, daß er die Wohlthaten und all das Gute des alten Jahres so schnell vergißt und sein Denken und Hoffen nur dem neuen zuwendet, das doch noch verfloren und in undurchdringliches Dämmer gehüllt vor ihm liegt.

Auch Hermann begrüßt es mit Freuden, er hebt sein Glas und stößt mit seiner Lina an, die feuchten Augen dem Doktor dankbar die Hand drückt.

„Der Kleine ist gerettet.“ diese Worte klingen wie Musik in seinen Ohren. — Niemals hat er an einem Sylvesterabend Schöneres vernommen.

Er hat noch eine Flasche guten Wein im Keller; die muß heute entkorkt werden.

Als der Arzt ihn mit Kennermiene kostet, sagt er lächelnd: „Der ist gut, mir scheint, Sie lieben einen guten Tropfen.“

Und auf dem Heimweg denkt er bei sich: Seltsam, diese Leute wohnen so einfach, scheinen aber sonst recht gut zu leben.

Lina hatte sich wieder zur Ruhe begeben, die Kinder schliefen alle; er trat ein und horchte auf ihre regelmäßigen Athemzüge, küßte seine Gattin leise auf die Stirn und löschte die Lampe.

Hell schien der Mond ins Zimmer, und lange, lange blickte er hinauf nach dem Firmament, das in heller, goldener Sternennacht erstrahlte: eine echte, klare, friedliche Winternacht. Alles athmete Ruhe und Frieden. Da faltete er die Hände und blickte dankbar hinauf zu dem unendlich weiten Himmel. Im Nebenzimmer lag das Kassensbuch, er dachte nicht mehr daran, auch nicht mehr an das Defizit, er dachte nur noch voller Liebe an sein Weib und an seine Kinder, seine vier Kinder.

Dichterworte an des Jahrhunderts Wende.

Eines der Hauptkapitel in dem oft genannten „Goldenen Buche des deutschen Volkes an des Jahrhunderts Wende“ ist natürlich der deutschen Dichtkunst der beiden letzten Decennien des scheidenden Jahrhunderts gewidmet. Die bekanntesten unserer Poeten haben in das „Goldene Buch“ ihr Bildniß und ihre Namens-Unterschrift gesandt, viele haben auch ein charakteristisches Dichterwort gewidmet. Aus der Reihe der letzteren theilen wir folgende mit:

Mögen die nach uns geboren
Wieder für das Hohe glüh'n,
Und aus Keimen, unverloren,
Was der Dauer werth erblüh'n!
Martin Greif.

Du Unbekanntes, das durch's Unendliche hier
Die Welten streut
Und über sie Winde und Lenze:
Ach, dieses Stäubchens Erde Staub,
Empfinden darf ich
Dein großes Heiliges.
Ferd. Avenarius.

Glücklich der, dessen Wunsch und Sehnen im Alter rückwärts
gehen.
Adolf P. Arronge.

Das scheidende Jahrhundert hat vielerlei Erkenntnisse gebracht,
aber es schließt ab, ohne sie zu einer Weltanschauung zusammen-
gefaßt und ergänzt zu haben. Möge das kommende dies nachholen
und damit dem zerfahrenen Denken innerhalb der modernen Bildung
Zusammenhang geben.
Victor Blüthgen.

Das höchste Gut des Mannes ist sein Volk,
Das höchste Gut des Volkes ist sein Staat,
Und seiner Seele lebt in seiner Sprache.
Felix Dahn.

Es bleibt der Mensch für Zeit und Ewigkeit
Der Erbe seiner Thaten, seiner Worte
Und wie sich Stunde auch an Stunde reiht, —
Die Zukunft ist nur die Vergangenheit,
Die wiederkehrt durch eine andre Pforte.
Osc. Blumenthal.

Am Anfang des scheidenden Jahrhunderts war Deutschland
politisch ein Spott, aber es hatte Goethe, auf den die Welt sah; am
Ende des Jahrhunderts fehlt ihm der große Künstlerfürst, aber es
hatte Bismarck, dem die Welt lauschte. Möge das kommende Jahr-
hundert uns Beides zugleich gönnen: politische Macht und künst-
lerische Größe!
Otto Julius Bierbaum.

Nach allem Schlachtenlärm der Erden,
Wie auch des Sieges Würfel stel,
Vergessen und vergessen werden, —
Kein Gott gewährt ein schöneres Ziel.
Carmen Sylva.

Kennst Du ein heilig Feuer Dein,
Sei treu und halt die Flamme rein.
Lohnt auch die Welt dem Hüter nicht,
Dich krönt ein Kranz:
Du bist im Licht!
Gustav Falke.

Weltbürgerthum sollt Ihr im Denken zeigen;
Doch Einem Volk gehört Ihr, wenn Ihr schafft:
Der Baum, der weithin ragt mit seinen Zweigen,
Aus enger Scholle saugt er seine Kraft.
Ludwig Fulda.

Nord un Süd —
De Welt is wiet.
Ost un West —
Lo Hus is't Best.
Klaus Groth.

Heil Dir, mit Palmen kommend Jahrhundert,
Heut schon im Voraus beneidet, bewundert.
Glückliche Menschheit, Dir wird entbült,
Was uns seit grauen Aeonen verhüllt.
Wo uns nur getröstet ein trägerlich Hoffen,
Ihr schauet die Worten des Aetherreichs offen,
Und mögen sie heut noch spotten und höhnen,
Ihr werdet versöhnen

Den uralten Streit der Weissen und Thoren,
Die sich im Abgrund des Diesseits verloren.
Des Jenseits Schleier sinkt endlich zerrissen,
Der alte Glaube wird neues Wissen,
Unsterblichkeit und Ewigkeit
Wird Wahrheit in strahlender Herrlichkeit.
Dr. Julius Groffe.

Da schwagen sie von Fin de siècle
Roll Sittenunrath und Lebenskel,
Als ob, vergleicht man's ungefähr,
Das Jahrhundert ein Weinsak wär,
Drin trüber Bodensak sich zeige,
Läuft erst das Fäsklein auf die Reige.
Nicht doch! Ein Weinberg ist die Zeit,
Drin mancherlei Gewächs gedeiht;
Und ist ein Jahrgang schlecht gewesen,
Der nächste bringt wohl bess're Lesä.
Mög' uns der Himmel nur verleih'n
Den rechten Regen und Sonnenschein,
Daß jedes neuen Herbstes Kraft
Dem deutschen Winger Segen schafft,
So woll'n wir in unserm Nebengarten
Getrost der künftigen Ernte warten.
Paul Heyse.

Was uns das alte Jahrhundert gegeben?
Nun, zum mindesten Liebe und Leben.
Möge das neue uns guten Muth
Nur noch ein Weilchen Beides erhalten.
Hans Hoffmann.

Der Mann hält treu zu seinem Volke.
Adolf Pichler.

O Deutschland, was Dich herrlich macht,
Sind Deines Herzens starke Triebe
In Dichtung, Frauen, Liederpracht,
Dein bestes Theil ist Deine Liebe.
Und wie um trog'er Eichen Schaft
Sich wilde Rosen blühend ranken,
So schlingt um deutsche Redenkraft
Die Schönheit ihre Lenzgedanken.
So lang noch unsre Wange brennt
Beim holden Grusse schöner Frauen,
So lang man Arbeit heilig nennt,
Und Treue gilt in deutschen Gauen,
So lang vom Masgau bis zum Belt
Wir treu zu Gott und Kaiser halten,
So lang wird keine Macht der Welt
Der deutschen Marken Grundwert spalten.
Emil Pring Schönach-Carolath.

Seele, Du mein ringender Gesell,
Klinge trauernd oder Klinge hell,
Je nachdem das Leben giebt und nimmt,
Nur nicht unrein Klinge, nicht verstümmt!
Frida Schanz.

Liebe zum Vaterland ist Gottes Dienst.
Ernst v. Wildenbruch.

Die „Lust des Schaffens“ in „Weihstunden“,
Die haben die Dilettanten erfunden!
Die Qual des Schaffens im Nießschgenügen,
Das ist das wirkliche Kunstvergnügen.
Heinrich Seidel.

Führt die Becher froh zum Munde,
Redet, weß das Herz ist voll,
Und gebeut der guten Stunde,
Daß sie langsam fließen soll!
Julius Wolff.

Der greift mit Glück die Arbeit an,
Der gute Stunde erwarten kann;
Doch macht die Noth und ein fester Muth
Auch schlechte Stunden noch leidlich gut.
Johannes Trojan.

Die Zukunft murzelt in der Vergangenheit. Sich von die
los zu machen, ist das Bestreben unserer Zeit. Wohin will sie
Ferd. v. Saar.



So mehr und tiefer wir in die Natur eindringen, um so gewaltiger erfasst uns ihre Poesie.

Dr. Julius Stinde.

Die gewaltigen Ergründungen unserer Zeit bedenkend, will es mir vorkommen, als träte zugleich mit der geistigen Größe der Nation auch die brutale Selbstsucht des Individuums vielfach in Erscheinung. Das machtvolle Bestreben, sich selbst zu verleugnen und so sich selbst zu erheben, sei der Baustein, den ein Jeder von uns im Schweisse seiner Seele herbeitrage für ein Monument des freien Menschengesittes. Nur auf solchem unerschütterlichen Fundament ist der wahren Größe eine bleibende Stätte zu gründen.

Richard Vogl.

Herrlich ist, wenn sich der Nebel hebt,
In den Wipfeln nur der Bäume schwebt,
Und der Himmel sich mit Blau belebt!
Erst ein Stücklein nur vom Himmelblau
Giebt sich herrlich voller Glanz zur Schau,
Und dann mehr und mehr und immermehr —
Welch ein Anblick rein und süß und hehr!
Und kein Rebel drückt die Seele mehr!

Conrad Ferd. Meyer.

Auf alle Wiegen sollt' man's schreiben,
In alle Särge sollt' man's schneiden:
Also, wie's die Menschen treiben,
Just so müssen sie's auch leiden.

Peter Rosegger.

In neuen Jahrhundert.

Und haben wir viel geforscht, gedacht,
Die allerschönste Musik gemacht,
Tragisch und heiter die Welt besungen,
Den Erbfeind dann in uns bezwungen,
Als treu geeintes Volk in Waffen
Ein ehrenfestes Reich erschaffen:
So laßt uns nun die Welt ergreifen,
Den letzten Kleinmuth von uns streifen,
Ausstrahlen über die Erde hin
So deutsche Kraft wie deutscher Sinn,
Mit gottdurchdrung'nem Heldenwillen
Das zwanzigste Jahrhundert füllen!

Adolf Wilbrandt.

(Nachdruck verboten.)

Der Sylvesterpatient.

Humoreske von Friedrich Thieme.

Die Wahrheit ist oft seltsamer als die Dichtung — daher mögen die geehrten Leser mich nicht ohne weiteres der Ausschneiderei bezichtigen, wenn ich ihnen die allerdings etwas ungläubhaft klingende Mittheilung mache, daß sich der Held unserer Geschichte, der stud. jur. Gustav Knorr, an dem Sylvesterabend, mit dem unsere Erzählung beginnt, auf der Kneipe in geistigen Getränken ein wenig übernommen hatte. Bei dem weitverbreiteten Rufe strengster Abstinenz, in dem unsere Wüstenjöhne stehen, dürfte diese Behauptung — ich bin es überzeugt — auf Widerspruch stoßen, aber die Thatsache steht nun einmal fest, und selbst die geharnischteste Berichtigung auf Grund des § 11 — ich meine des Brehgegesetzes, nicht des allgemeinen Bierlokalments — könnte mich nicht zu einem Widerruf bewegen.

Gustav Knorr befand sich also, als er in jener Sylvesternacht den Nachhauseweg antat, in der vom Dichter so ergreifend geschilderten Verfassung, in welcher die Straße uns wunderbarlich und der Mond mit einem schiefen Gesicht begabt erscheint. Indessen — um gerecht zu sein — unser Student war durchaus kein Hieronymus Jobs, sondern eine zwar lustige, aber solide Haut, und wenn ihn heute der Sylvesterpunisch etwas „untergetriegt“ hatte, so brauchen wir nicht gleich das Schlechteste von ihm zu denken. Gustav glaubte sich höchst mäßig gehalten zu haben, aber Punisch ist eben ein außerordentlich heimtückisches Getränk — als daher unser Freund aus der heißen, dunstigen Stube hinaus in die eisig kalte Nachtluft trat, fühlte er plötzlich das bis dahin so frisch erhaltene Bewußtsein seiner geistigen Persönlichkeit sich in seinem Gehirn verwirren und verflüchtigen, der Boden gestaltete sich unter seinen Füßen seltsam beweglich, die Gegenstände stoben vor seinen Blicken in nebelhafte Ferne und im Kopfe etablierte sich ihm eine Art imaginärer Mühle, deren Umkehrungen in ihrer Zahl und Schnelligkeit sich der Berechnungskunst des berühmtesten Mathematikers entzogen hätten.

Keine Ursache ohne Wirkung: als Gustav sich nach längerer Zeit allgemach zu verwundern anfing, warum er noch nicht in seiner faum 200 Schritte vom Bierlokal belegenen Junggesellenkneipe eingetroffen sei und die Augen mit aller Macht aufriß, um einen Versuch der Orientierung zu unternehmen, erblickte er zu seinem Erstaunen Bäume und Sträucher und vor sich ein staletumschlossenes, hell erleuchtetes Haus. Kopfstüttelnd wollte unser Held, der gar nicht begriff, wie er hierher kam, kehrt machen — da knallte plötzlich ein Schuß, und einen Schrei des Schreckens ausstößend, sank er zu Boden. Nicht etwa, daß er getroffen gewesen wäre, nein, nur der Schreck in Verbindung mit übergroßer Müdigkeit und durch den Punisch erzeugter Unsicherheit

brachten ihn zu Falle, und leider so unglücklich, daß er mit der Schulter gegen einen Stein schlug und sich eine, wenn auch unbedeutende, so doch schmerzhaft Verletzung zuzog.

Sofort machte sich im Garten des Hauses eine lebhafteste Bewegung bemerkbar. Hastige Fußtritte erschallten, Rufe wurden laut, und eine Männerstimme rief im Tone des Schreckens:

„Allmächtiger Himmel, ich habe einen Menschen getroffen statt des Fuchses!“

„Einen Menschen?“ rief eine zweite Stimme bestürzt.

„Ja — hörst Du nicht den Schrei?“

„Einen Schrei?“

„Gewiß — o, ich Unglücklicher!“ Joseph, schnell eine Laterne — laß uns nach ihm suchen!“

Der Angerufene verschwand eilfertig im Hause, wo sich gleich darauf das Geräusch vieler Stimmen hören ließ. In dem illustren Parterresale war eine fröhliche Neujahrsgesellschaft versammelt — die Nachricht von dem Vorfall wirkte wie eine zerplatzende Bombe. Man riß die Fenster auf, warf die Thüren — eben erschien der Eigentümer, Oberst Morbell, im Rahmen der Thür, begleitet von seiner jugendlichen Tochter Alice, einem reizenden Geschöpf, dem das Entsetzen aus den blauen Augen starrte.

„Was ist geschehen?“ fragte Oberst Morbell erregt.

Der Gärtner Werner näherte sich kleinlaut. „O Herr Oberst, der Fuchs, der seit drei Nächten unseren Hühnerstall heimlich — ich lauerte ihm auf, um ihm eins auf den Pelz zu brennen —“

„Ich weiß, ich weiß,“ rief der Oberst kurz. „Sie haben Jemand verwundet?“

„Ich fürchte es — ein Schrei —“

Sofort sprang der Oberst in den Garten hinab, seine Tochter und die meisten Gäste folgten ihm. Lichter wurden gebracht, man begab sich auf die Straße und forschte nach.

„Ach Gott, da liegt er,“ schrie der Gärtner, auf eine dunkle Gestalt deutend, die am Rande des an die Villa grenzenden Waldchens lag.

„Ist er todt?“ fragte Alice zitternd.

„Ich weiß nicht — ich glaube —“

Gustav lag in der That unbeweglich wie ein Todter. Seine Versuche, sich zu erheben und nach Hau'e zu gehen, waren ihm bisher aus Gründen, für die allein der Sylvesterpunisch verantwortlich gemacht werden muß, nicht gelungen, sobald er daher die Annäherung der Willenbewohner wahrnahm, rührte er sich nicht, in der Hoffnung, unbemerkt zu bleiben, denn er schämte sich, so gefunden zu werden.

Als man ihn jedoch anfaßte, stieß er einen schmerzlichen Seufzer aus — der Gärtner hatte ihn gerade an der verletzten Stelle gepackt.

„Gott sei Dank, er ist nicht todt,“ rief der Oberst erfreut. „Bringt ihn hinauf ins Fremdenzimmer — und Sie, Zeuner, holen den Dr. Ambach!“

Gustav versuchte in dem allgemeinen Getummel vergeblich, sich vernehmbar zu machen. Man hielt seine mit fallender Zunge gesprochenen Worte für Schmerzensäußerungen, und ehe er's sich versah, lag er schon auf dem Bett des Fremdenzimmers, und der Oberst beugte sich besorgt über ihn mit der Frage, ob er verwundet sei.

„Ich glaube, an der Schulter,“ stotterte Gustav mit schwerer Zunge.

„Der Schuß ist hoffentlich nicht in die Zunge gedrungen — bleiben Sie ruhig liegen, bis der Arzt kommt, mein Herr — Ihr fahles Aussehen — die anfängliche Störung des Bewußtseins — alles deutet auf eine ernsthafte Wessur.“

Gustav wollte erwidern, daß er überhaupt nicht getroffen sei, da fiel sein Blick auf das liebliche Mädchengesicht — er röhrend schwieg er still, er schämte sich, die Ursache seines Zustands einzugehen.

Gleich darauf erschien der Arzt, ein junger, erst kürzlich etablierter Mediziner.

„Ah, Du bist's, Gustav,“ rief er, den Patienten erblickend, überrascht. „Donnerwetter, was ist denn mit Dir vorgegangen? Wie kommst Du in diese Gegend, Unglücksmensch? Bist Du schwer verwundet?“

„Ich hoffe nicht,“ antwortete der Blessirte mit schwacher Stimme.

„Zeig mal her —“

Gustav schüttelte energisch den Kopf und zeigte auf die Anwesenden. Der Arzt verstand ihn und winkte ihnen das Zimmer zu verlassen. Beide blieben allein.

„Nun, Junge, wo bist Du getroffen?“

Gustav lachte verlegen und sagte leise: „Gar nicht, Doktor. Liebster, bester Freund, verrathe mich nicht. Die Kleine ist entzückend, ich möchte um alles in der Welt nicht vor ihr blamirt sein.“

„Was ist denn passiert?“

Der Student erzählte kurz den Sachverhalt. Dr. Ambach, ein „alter Herr“ der Verbindung Gustavs und ein Freund des jungen Rechtsgelehrten, lachte, als ob er zerspringen wollte.

„Zum Teufel, Kerl, halt's Maul — leise, Du verräthst mich.“

„Was soll ich denn aber sagen?“

„Die Wunde sei nicht gefährlich — ein paar Tage Erholung, dann sei alles gut — antworte ausweichend. Du kannst mir ja einen Verband anlegen — geblutet haben muß ich sowieso, wenn mein Gefühl mich nicht täuscht.“

Dr. Ambach willfahrte dem Wunsche des Freundes. Als er zu dem Oberst hinunterkam, fragte ihn dieser nach dem Zustande des Patienten.

„O, nicht gefährlich — eine leichte Streifwunde, nichts weiter.“

„Gott sei Dank,“ stöhnte der unglückliche Gärtner erleichtert.

„So wird er nicht sterben?“ hauchte Alice.

„Nein, gnädiges Fräulein — nicht einmal besondere Schmerzen leiden.“

„Ist die Kugel noch in der Wunde?“ erkundigte sich einer der Gäste.

„Nein — es ist überhaupt keine Kugel drin gewesen. Meine Hilfe ist nicht weiter vornehmthun. Gute Nacht.“

Der Oberst beeilte sich, den Verwundeten aufzusuchen. Gustav stand eben im Begriffe, sich vollends anzukleiden, um nach Hause zu gehen.

„Wie, Sie wollen — nein, lieber Herr, das dulde ich nicht! Sie unterschätzen den Einfluß einer Schußwunde. Bleiben Sie hier über Nacht, morgen werden wir weiter sehen.“

Unser Held ließ sich nicht lange bitten — zehn Minuten später schnarchte er wie ein Murmelthier. Doch schien es nicht der Schlaf der Genesung zu sein, den er schlief, denn am Neujahrsmorgen erwachte er mit einem fürchterlich brummen Kopfe, sodah er es vorzog, sich vorläufig der Familie seines Gastgebers lieber nicht zu präsentiren. Dieser stellte sich noch am Vormittag selbst ein, um nach seinem Befinden zu forschen.

„Dacht ich's doch, Herr Knorr,“ — denn Gustav hatte sich ihm nun in aller Form vorgestellt — „Sie haben ziemlich starkes Wundfieber. Halten Sie sich lieber noch ruhig im Bett

— überhaupt lasse ich Sie nicht eher wieder aus meinem Hause, bis Sie vollkommen genesen sind.“

„Nicht doch, Herr Oberst, ich — ich fühle mich ganz wohl —“

„Erlauben Sie mir Ihren Puls — ich bitte Sie, lieber Herr Knorr, der hat mindestens seine neunzig Schläge — und roth wie ein Krebs sind Sie auch — nein, nein, nur hübsch hier geblieben, Sie bleiben mein Gast, ich habe Ihr Uebel zu verantworten.“

Eine Viertelstunde später brachte ein Diener „eine Tasse Chokolade“ vom gnädigen Fräulein. Gustav dankte gerührt, obgleich er sich nicht verhehlte, daß ihm ein simpler Häring lieber gewesen wäre. Der Gärtner fand sich ebenfalls ein, bat um Verzeihung und überreichte ein prachtvolles, in Anbetracht der Jahreszeit um so kostbareres Bouquet aus duftenden Blumen — wir können versichern, daß ihm Gustav in seines Herzens angebotenerer Gutmüthigkeit alles verzieh.

„Neden Sie nicht von der Lappalie, lieber Mann — wenn Sie auf der Welt mit Ihrer Schießwaffe nicht mehr Unheil anrichten, als in und an mir, so können Sie ruhig schlafen.“

Am Nachmittag trat der Patient bereits in das Stadium der Reconvalensenz — am Abend nahm er schon das Souper in Gesellschaft des Obersten und seiner Tochter ein. Vater und Tochter bemühten sich so liebevoll um ihn, daß sich Gustav ordentlich egriffen fühlte; zehnmal schwebte ihm die Wahrheit auf den Lippen, zehnmal schluckte er sie mit einem halben Glase Wein oder einem guten Bißchen wieder hinunter, sobald er den Blicken der schönen Alice begegnete, deren Verachtung und Spott er fürchtete.

Das Dichterwort vom Fluch der bösen That lastete in seiner praktischen Wirkung schwer auf des armen Musesohnes Gemüth. Jede fürsorgliche Aeußerung der melodischen Engelsstimme brannte gleich einer feurigen Kohle in seiner Seele. Am meisten verwirrte er sich, wenn sie nach seiner Wunde fragte. Ob er noch viele Schmerzen habe? Ob sein Arm noch steif sei? Ob das Fieber ihn ganz verlassen habe? Und was dergleichen lebenswürdige Erkundigungen mehr waren.

Drei Tage mußte Gustav Knorr im Hause des Obersten wohl oder übel den Patienten spielen — und, offen gestanden, es gefiel ihm die neue Rolle so gut, daß er es fast bedauerte, nicht wirklich verwundet worden zu sein, um die sorgsame Pflege des gastfreundlichen Hauses länger und mit besserem Gewissen genießen zu können. Erst am vierten Tage entließ man ihn als „geheilt“, mit der freundlichen Bitte, die Familie, die nur aus Vater und Tochter bestand, bald wieder heimgzuführen. Gustav hatte sich vorgenommen, in einem ausführlichen Briefe dem Oberst sofort alles zu entdecken — aber es ist doch ein sonderbares Ding um das Menschenherz: von Tag zu Tag verdob er das beschämende Geständniß. Seine einzige Sorge war nur, Doktor Ambach könne ihn verrathen — als der Doktor jedoch wenige Wochen später aus der Vorstadt, in welcher seine Dienste niemand hatte in Anspruch nehmen wollen, nach einem entfernten Badeorte übersiedelte, athmete er erleichtert auf, denn von niemand als ihm selbst sollten die lebenswürdigen Menschen das Geheimniß erfahren.

Je öfter er jedoch in der Villa des Obersten vorsprach, je weiter trat seine Absicht in den Hintergrund. Zuletzt dachte er kaum mehr daran, oder wenn er einmal daran dachte, fand er ein Duzend Entschuldigungen für sein Schweigen. Der gute Jüngling bewunderte, ja vergötterte nämlich Alice — deshalb verrieth er nichts, deshalb ging er immer öfter hinaus, deshalb studirte er gar so eifrig. Noch vor dem nächsten Enlvefter rühmte er sich eines Examens mit ausgezeichnetem Resultat; noch vor Ablauf wiederum eines Jahres nannte er sich mit Stolz Alices Verlobten.

Mit Widerwillen wies er nun den Gedanken an die unangenehme Verwechslung von sich — umsonst ärgerte es ihn, daß Alice in ihrer Liebe immer wieder auf den Vorfall zurückkam, öfter in ihn drang, ob die Wunde jetzt auch völlig vernarbt sei, ob er nicht nochmal Schmerzen an der Stelle empfinde und ob er nicht vielleicht schädliche Nachwirkungen davon getragen.

Als der Sylvester zum viertenmal wiederkehrte, saß Gustav Knorr bereits als Aeffsor mit seiner jungen Frau im eigenen, schöngehmückten Heim; beim festlichen Bunsch plauderten sie vom Papa Oberst, der morgen zu Besuch kommen werde, von alten Zeiten und dem Glück ihrer erst vier Wochen alten Ehe.

Blöglich sagte Alice holdselig lächelnd:

„Ach Gustav, zeig mir doch einmal die Narbe.“

„Welche Narbe?“



„Die von dem unglücklich — glücklichen Schuß, der unsere Bekanntschaft und unser Glück begründete. Ich möchte sie so gern einmal sehen.“

„Ach, daran siehst Du auch weiter nichts, Herzchen.“

„Doch — es interessiert mich.“

„Ich glaube, man sieht gar nichts mehr,“ meinte Gustav verlegen — da kam ihm der Gedanke, daß heute oder nie Gelegenheit sei, die Last von seiner Seele zu wälzen; er stellte sich vor das Fenster, mit dem Rücken gegen seine hübsche, junge Frau, blies mächtige Wolken aus seiner Pfeife und sagte schüchtern:

„Liebes Herz, guck mich einmal nicht an — ich will Dir was gestehen.“

„Was denn?“

„Ich bin ein ruchloser Betrüger, Alice, höre nur.“ Noch ein tiefer Seufzer — und in einer Minute war das Bekenntniß heraus. Gustav wagte gar nicht, sich nach ihr umzuwenden, auch sie sprach kein Wort — Todtenstille herrschte im Zimmer.

Ich Unglücklicher, dachte er, sie verzeiht mir nicht! Deshalb fügte er noch eine Aufzeichnung all der Höllequalen bei, die er gelitten, sprach vom Fluch der bösen That, tiefster Reue und Zerknirschung und wälzte alle Schuld auf seine große Liebe.

Zimmer noch kein Wort — alles still!

Da endlich schielte er nach ihr hin und fragte kleinlaut, ob sie ihm nichts zu sagen habe?

Alice saß mit feierlicher Miene, offenbar bemüht, ihrem Gesichtchen einen recht ernsten und strengen Ausdruck aufzuprägen. Als er aber jetzt reuevoll vor sie hintrat und um Vergebung flehte, da hielt sie nicht mehr an sich und lachte hell auf.

„Du lachst?“

Sie zog ihn innig an ihre Brust und sagte: „Ja, Gustav. Ich lache, obwohl Du mir so leid thust. Was Du Armer ausgestanden hast — und so ganz umsonst.“

„Umsonst — warum umsonst?“

„Weil wir das alles schon längst wissen!“

„Wie — Ihr wißt es? Aber woher?“ stammelte er betroffen.

„Der Gärtner fand ein paar Tage später seine Kugel in einem Balken des Stakets. Da sie also nicht über den Garten hinausgekommen war, konnte sie doch niemand draußen verwundet haben. Noch am selben Tage erkundigte sich Papa bei dem gerade vorübergehenden Dr. Ambach, der ihm denn auch das große Geheimniß unter strengster Diskretion mittheilte.“

„Der Bösewicht — und Ihr — was habt Ihr gesagt?“

„Furchtbar gelacht haben wir und Dich in der Folge nur noch mehr mit Fragen nach Deiner Wunde geärgert.“

„Und ich Thor peinigte und kasteite mich — o Alice,“ jubelte Gustav, „nun erst bin ich vollkommen glücklich! Und Dein Vater, wird auch er —“

„Hätte er sonst Ja zu unserer Verbindung gesagt?“

„Sehr richtig,“ rief der Oberst, der eben in Reisesiefeln und Ueberrock eintrat — der alte Herr hatte die Kinder noch heute zu überraschen gedacht und vor der Thür die letzte Sage des Gesprächs gehört. Nachdem man sich allerseits herzlich begrüßt, setzten sich alle zum Rumsch nieder und Gustav bat nochmals erröthend den Schwiegervater um Entschuldigung.

„Laf gut sein, mein Junge,“ versetzte der Oberst lächelnd.

„Alles ist vergeben, wenn Du nur künftig Sorge trägst, nicht wieder so — in Schuß zu kommen — nicht alle Kugeln gehen daneben, Du — Du Schwelgerpatient!“

„Im Grunde genommen,“ erklärte Gustav, „bin ich damals ja wirklich getroffen worden.“

„Und wohin denn, wenn man fragen darf?“

„Ins — Herz, lieber Vater, und dieser Schuß hat mich zum glücklichsten Menschen gemacht!“ Sie stieften lustig mit den Gläsern an, draußen läuteten die Glocken, fröhliche Stimmen schrieten „Profit Neujahr!“; die Glücklichen aber brachten ein Hoch aus auf St. Schwester, der selbst Rumsch und Flintenkugeln in menschenbeglückende, ehelichende Cliriere und Instrumente zu verwandeln weiß!

(Nachdruck verboten.)

Kirchenglocken.

Von Constantin Niese.

Feierlich erschallen von allen Thürmen die Glocken durch die letzte Nacht des Jahres, dessen Sterbestunde eben zu schlagen anhebt. Alle Herzen sind an diesem Abend der Freude offen, und laut überönt überhäumende Lustigkeit die Reflexionen über das Leid und die Mühen, welche das scheidende Jahr über uns gebracht hat. Es liegt in der Natur des Menschen, daß er in unverwundlichem Optimismus nicht abläßt von der Hoffnung, daß er das neue Jahr als den Bringer alles ersehnten und bisher versagten Glücks jubelnd begrüßt, während der Philosoph im stillen Kämmerlein weinen möchte, daß wiederum ein Jahr von der kurzen Lebensspanne dahingeschwunden ist in den Strom der Zeiten, unwiederbringlich, als wollten die Schwelsterglocken dem einsam grübelnden zurufen:

O wehe, wie hast du die Tage verbracht!
Nun stille du sacht in der Nacht,
Im pochenden Herzen die Reue!

Alle die wichtigsten Ereignisse des menschlichen Lebens, die großen Abschnitte des Kalenderjahres begleitet nach althergebrachter Sitte der hehre Klang der Glocken, und wenn Mephistopheles zu Faust sagt:

Wer läugnet's! jedem edlen Ohr
Kommt das Geklingel widrig vor.
Und das verfluchte Him-Baum-Himmel,
Amnebelnd heitren Abendhimmel,
Nicht sich in jealiches Begebniß
Bom ersten Bad bis zum Bearäbniß,
Als wäre zwischen Him und Baum
Das Leben ein verscholl'ner Traum.

so sind seine respektwirdigen Bemerkungen eben ein Ausfluß seines bitter-scharfen Wejens; mit der Quintessenz seines Ausspruches aber trifft er den Kern der Sache ebenso haarficharf, wie wenn Schiller von der Glocke den Meister lasset:

Was unten tief dem Erdensohne
Das wechfelnde Verhängniß bringet,
Das schlägt an die metall'ne Krone
Die es an der Welt weiter klinget.

Wie wenig kümmert sich aber im allgemeinen der Alltagsmensch um die Glocken, deren eherner Mund ihm täglich und stündlich hoch über dem Gwühl der Straßen den Ablauf der Zeit verkündet! Früher war es Brauch, daß der Fremde in den von ihm besuchten Städten irgend einen Kirchturm erklimme und bei dieser Gelegenheit auch nähere Bekanntschaft mit den Insassen der Glockenstube machte. Aber heute wälzt man sich, wie um einer lästigen Pflicht Genüge zu leisten, höchstens noch auf den Campanile in Venedig oder den Thurm in Galata hinauf, wenn man als Tourist in jene Gegenden kommt, und Goethe, der so oft von der Plattform des Straßburger Münsters seinen schönheitstrunkenen Blick auf die blühenden Lande am Rhein und an der All warf, findet Nachfolger höchstens noch unter reiselustigen Gymnasiasten.

Und doch bietet es des Interessanten gar viel, Zwiesprache zu halten mit den alten Gefellen, die da drohen in schwindeliger Höhe wohnen, und ihre Inschriften zu entsiffern, deren Majuskeln oft selbst einem an das Lesen archaischer Buchstaben gewöhnten Auge schwer zu lösende Räthsel aufgeben.

Nach Deutschland kamen die Glocken erst ziemlich spät, nämlich etwa im achten Jahrhundert, und zwar nicht direkt aus ihrem Heimathslande, dem mittleren Italien, wo sie schon im vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung in den Kirchen Verwendung fanden, sondern auf dem seltsamen Umweg über die britischen Inseln, von denen die Verkünder des Christenthums, wie Columbanus, Gallus, Firmin, Fridolin, sie nach dem südwestlichen Deutschland, dem hauptsächlichsten Gebiete ihrer Missionsthätigkeit mitbrachten. Vereinzelt Glocken finden wir freilich schon ein volles Jahrhundert früher in den blühenden Städten am Rhein, namentlich in Köln, das um diese Zeit in der Cäcilienkirche eine Glocke besaß, die noch heute im städtischen Museum aufbewahrt ist. Sie ist aus einzelnen geschmiedeten Blechstücke zusammengesetzt, was ihr natürlich einen Ton giebt, gegen welchen jener der blechernen Ruhglocken auf der All eitel Wohlklang ist.

Am spätesten fanden die Glocken ihren Eingang in die orientalische Kirche, und es war für das ippige Byzanz, den Mittelpunkt der damaligen Welt, wo alles Merkwürdige, was der bekannte Erdkreis bot, zusammengetragen wurde, ein Ereigniß, als in einem eigens hierzu auf der Hagia Sofia errichteten Thurme die 12 großen Erzglocken aufgehängt wurden, die im Jahre 865 der venetianische Herzog Ursus dem Griechentäufser Michael zum Geschenk machte.

Es dauerte übrigens allenthalben lange, bis das Volk sich an den ungewohnten Klang gewöhnte. Daß jemand, der nie eine Glocke gehört hat, durch das bald nah, bald fern ertösende Dröhnen einer großen Glocke bis ins tiefste Innere erschüttert werden kann, läßt sich begreifen, und so ist es denn wohl auch zu verstehen, daß, als der Frankenkönig Chlotar im Jahre 659 Orleans belagerte, seine Armee, von jäher Furcht ergriffen, auseinanderlief, als der Bischof der belagerten Stadt plötzlich die erst kurz zuvor aufgehängte Glocke in der Kirche des heiligen Stephanus läuten ließ. Nachdem man sich aber erst einmal an das fremdartige Instrument gewöhnt hatte, das in einer so glaubensfrohen Zeit, wie sie das Mittelalter war, Fromme zu Gott rief, das zu Zeiten, wo noch niemand Uhren besaß, den Beginn der Morgenarbeit, die Mittagspause und den Zeitpunkt der abendlichen Ruhe weit hinaus ins Land verkündete, da begann man auch sofort einen förmlichen Kultus mit den Glocken zu treiben und sie wie höhere Wesen zu verehren. Nur ein Bischof durfte die sehr zeremonielle Glockenweihe vornehmen, und noch heute schreibt das Pontifikale der katholischen Kirche einen eigenen Ritus der Glockenweihe vor, welcher darin besteht, daß der Weihe nach dem Beten bestimmter Psalmen Wasser und Salz segnet, mit einander mischt und dann die Glocke mit der Salzlösung wäscht, worauf die Glocke außen mit gefasstem Oele bestrichen wird, während auf der Innenseite mit Christma, d. i. die am grünen Donnerstag vom Bischof geweihte heilige Salbe, sieben Kreuze gemacht werden.

Diese Prozedur, welche an sich nur eine weihevollte Feierlichkeit ist, artete bald zu einer völligen Taufzeremonie aus. Trotzdem schon damals Stimmen auf die Unsichtlichkeit der Glockentaufe aufmerksam machten, taufte doch Papsi Johann XIII. im Weisheit vieler Kardinals im Jahre 986 die große Glocke der Laterankirche auf den Namen „Johannes“, und das Beispiel fand allenthalben Nachahmung. Man zog Glockenpathen dazu herbei, welche reiche Geschenke mitbringen mußten, und entsprechend dem Charakter des derbsinnlichen Genüßens keineswegs abholden Mittelalters artete die Feierlichkeit häufig in schwelgerische Lustbarkeit aus, wie das Beispiel der hundert Beschwerden beweist, die im Jahre 1522 dem Kaiser Maximilian zu Nürnberg von den deutschen Reichsständen übergeben wurden, welche die Glockentaufe wegen der dabei unterlaufenden Ausschweifungen abgelehnt wissen wollten.

Natürlich suchte man sich auch bald in der Größe und Pracht der Glocken zu überbieten, und die größten Kathedralen wettsieften um den Ruhm, die größte Glocke zu besitzen. Deutschlands größte Glocke ist, wie bekannt, zur Zeit die Kaiserglocke im Kölner Dome, welche bei einer Höhe von 3,25 Meter das respektable Gewicht von 26 250 Kilo hat. Vor ihr marschierte an der Spitze ihrer Kolleginnen die große Glocke im mittleren Domthurm zu Ulm, da man ja die inzwischen leider arg verfechtete Stadt immerhin noch zum Gebiete des deutschen Volkes rechnen kann und muß. Ihrem Gewichte von 17 700 Kilo kommt sehr nahe die große Glocke in der Wiener Stefanskirche, und auch der Erfurter Dom besitzt eine 13 800 Kilo schwere Glocke.

Alle genannten Glocken bleiben aber an Gewicht weit zurück gegen diejenigen in Rußland. Im Moskauer Kreml hängt eine vom Volksmunde „Bolschoi“, d. i. „die Große“, genannte Glocke, welche nicht weniger als 50 000 Kilo wiegt, also fast doppelt so viel wie die Kölner Kaiserglocke. Das größte Ungethüm aber, welches je gegossen wurde, trauert als eine gefallene Größe mit einem unheilbaren Riß im Körper ebenfalls in Moskau am Fuße der großen Kathedrale. Diese Glocke, „Iwan Wielki“ genannt, wiegt 240 000 Kilo und ist somit fast viermal so schwer wie die ungeheure, 62 000 Kilo wiegende Glocke in Peking, welche Kaiser Yong-Lo im Jahre 1403 gießen ließ.

Daß solche gewichtige Herrschaften eines starken Unterbaues bedürfen, um nicht den sie tragenden Thurm mit in die Tiefe zu reißen, ist klar, und es ist schwer ersichtlich, wie sich unter diesen Umständen die in katholischen Ländern verbreitete Volkssage herausbilden konnte, daß am Charfreitag, wo das Geläute überall verstummt, die Glocken nach Rom fliegen, um in der Ofternacht wieder auf den alten Platz zurückzukehren.

Weil die Kunst des Glockengusses und auch ihr Gebrauch sich zuerst mehrere Jahrhunderte auf Campanien und speziell auf Nola beschränkte, welches das beste Erz lieferte und dessen Bischof Paulinus als Erster Glocken in den kirchlichen Gebrauch einführte, nannte man die Glocken Nola oder Campanae, von welchen lateinischen Worten sich die entsprechenden, heute gebräuchlichen Worte der romanischen Sprachen leicht ableiten lassen. Es ist daher fast ein Wunder, daß in diesem Falle der deutsche Sprachgeist der Verwässerung einmal standgehalten hat. Schon im Althochdeutschen findet sich das Wort „Kloeca“ und ist von dort in das Englische und sogar in das Französische übergegangen (cloche). Und deutsch wie der Name ist auch der Geist, der um unsere Glocken lebt und webt. Zwar ist die Inschrift „Vivos voco, Mortuos plango; Fulgura frango“ („Die Lebenden rufe ich; die Todten beklage ich; die Blitze breche ich“) dadurch, daß Schiller sie seinem schönsten Gedichte als Motto vorangesezt hat, am meisten bekannt; aber über deutsche Glockeninschriften könnte man ebenso dicke Bücher zusammenschreiben wie über die hunderte und aber hunderte von Glockensagen, über welche oft genug der Zauber wehmüthiger Romantik ausgebreitet liegt.

Als Gerhard Hauptmann seine „Versunkene Glocke“ schrieb, wußte er jedenfalls sehr gut, daß er damit eine stets neu und stark erklingende Saite der deutschen Volksseele berührte, aus deren dunkler Tiefe es tönt, wie es der Schiffer hören soll, der auf glatter, schweigamer Meeresfluth über die Stätten fährt, wo der versunkenen Vineta Glocken zuweilen aus der Tiefe der See heraufklingen.

Der Leser aber, der bei dem Tone der Glocken in der Sylvesternacht in frohem Kreise jubelnd sein Glas aufs neue Jahr leert, möge dessen eingedenk sein, daß nicht das blinde Fatum über ihm waltet, sondern daß jeder in seinem eigenen Herzen sein Geschick trägt, das er zwingen und schmieben kann. Dann hört er wohl aus dem Neujahrsgeläute jene ewige Wahrheit hervor, die Johannes Trojan im letzten Verse eines seiner fein empfundenen Gedichte besungen hat:

Laßt in die eigne Brust uns blenden
Und hebt die Weher, klinget an!
Was uns die Zukunft möge schiden,
Nichts schiedt sie, das uns beugen kann.
Ernt tönt aus ehernem Glockenmunde
Der Ruf: „Das Jahr wird wieder neu“,
Uns aber finde diese Stunde
Furchtlos und wahrhaft und getreu.

Allerlei.

Das XIX. Jahrhundert. Im „Dabeim“ veröffentlicht
Heinrich Hart folgendes schöne Gedicht:

Sinab ins dunkelstuhende, ins Meer der Zeit
Sinkst du, und mit dir eine Welt von Kampf und Streit;
Von Kraft und Gluth, von nimmermüder Hast, —
Eins hast du nie gekannt, die süße Last:
Du eichendröhnendes Jahrhundert du,
Ersi sterbend kommt dein heißer Tag zur Ruh,
Hoch war dein Ziel gestrebt und stolz dein Lauf,
Du schloßest uns ein Reich von Wundern auf,
Und hast den Zauberring heraufgebracht,
Der uns zu Herrschern aller Kräfte macht.

Mit tausend Brücken hast du überspannt
Den Raum von Volk zu Volk, von Land zu Land.
Nun aber ist dein Tagewerk vollbracht,
Du singst hernieder in die ew'ge Nacht.
Ein neuer Morgen steigt im Osten auf,
Und neue Sehnsucht walt mit ihm herauf.
Nach all der Werktaglast, nach all dem Streit,
Verkündet sie die goldne Erntezeit.

*
Eylveste.

Glockenlänge schweben nieder
Aus der Höhe, feierlich.

Und im Menschenherzen wieder
 Regen tausend Wünsche sich:
 Trägst Du Blumen uns entgegen?
 Nacht Du süße Träume wahr?
 Lacht das Glück uns? Quillt der Segen?
 Sag', was bringt Du, neues Jahr?
 Ungehört verhallt die Frage!
 Glücklich, wer im Licht noch strebt,
 Wenn das Loos der künft'gen Lage
 Sich aus Lust und Leid noch webt!
 Segen kann nur der gewinnen,
 Dessen Puth kein Schicksal zwingt —
 Frag' Dein Herz in ernstem Sinnen,
 Was dem neuen Jahr es bringt.

N. Nicolai.

In der Sylvesternacht! Ein Geistlicher erzählt aus seiner Studentenzeit eine Episode, die wohl verdient, eine weitere Verbreitung zu finden, folgendes: Ich hatte — so schreibt er — einen Freund, den ich in seiner bescheidenen Mansardenwohnung gern und häufig aufsuchte. So kam ich auch eines Tages zu ihm, es war kurz vor den Weihnachtsferien, um mich vor der Heimreise von ihm zu verabschieden und fand den Freund in großer Traurigkeit. Angesichts des unmittelbar bevorstehenden Examins hatten sich Kleinmuth, Klein glaube, Verzagttheit seiner bemächtigt, auch mochten ihn familiäre Sorgen niederdrücken. Als aber die Weihnachtsferien zu Ende waren und ich den Freund in kleinen Mansardenstübchen wieder aufsuchte, war er zu meiner großen Freude ein Anderer geworden. Mit frischem, fröhlichem Fleiß arbeitete er auf seine Prüfung los, Zuversicht, Muth, Vertrauen, eine gehobene Stimmung waren in seine Seele eingegangen. Was war geschehen? „Ich sag', so berichtete er, „in der Sylvesternacht allein hier oben in meiner Klausur und hing meinen trüben Gedanken nach. Als Mitternacht heranbrachte, trat ich an's Fenster und schaute fennend in die stille, sternenhelle Winternacht hinaus. Da fiel mein Auge auf ein liebliches Bild: ich sah in dem gegenüberliegenden Hause in eine hell erleuchtete Stube hinein, der Christbaum strahlte in vollem Glanze, die Familie: Vater, Mutter und eine kleine Schaar zumeist erwachsener Kinder, war an's geöffnete Fenster getreten und harrte schweigend des Augenblicks, da des Jahres letzte Stunde mit erstem Schläge ertönen würde. Und als nun von dem Kirchturm das runderbar herrliche Neujahrsgeläute herüberklang, da hob man da drüben in dem traulichen Familienkreise an zu singen und die klare Lust trug die Klänge erbaulich zu mir herüber:

Befiehl Du Deine Wege
 Und was Dein Herz kränkt
 Der allertrauesten Pflege
 Des, der den Himmel lenkt,
 Der Wolken, Luft und Winden
 Giebt Wege, Lauf und Bahn,
 Der wird auch Wege finden,
 Da Dein Fuß gehen kann.

Sie fangen das ganze Lied und noch jetzt hallt der Gesang leise in meinem Ohr und Herzen wieder und ich werde ihn nie vergessen. Das war's, was ich brauchte. Ich kann nicht sagen, was in diesen gegneten Augenblicken in mir vorging. Ich sah noch, wie sich drüben Eltern und Kinder und die Geschwister einander die Hand drückten und liebend einander in's Auge schauten und sich lüfteten; dann wurde es schnell finstler — aber in meinem Herzen fing's an hell zu werden. Ich sank auf meine Knie nieder, ein Thränenstrom brach mir aus den Augen und ich schüttete meinen ganzen Harm und Kummer in einem langen, heißen Gebet aus vor meinem himmlischen Vater, dem ich mich so nahe rührte, wie noch nie in meinem Leben. Als ich am Neujahrsmorgen erwachte, fühlte ich mich unaussprechlich selig, mein Gott hatte mich erbarnt. Ich sprach mit den Worten des 116. Psalms: „Sei nun wieder zufrieden, meine Seele, denn der Herr thut Dir Gutes.“

Letzter Wille von Paul Henje.

Nun schon in den letzten Jügen
 Mit erloschnem Augenerne
 Sehn wir das Jahrhundert liegen,
 Denn sein Stündlein ist nicht fern.
 Harrend auf der Greisfin Sterben
 Rahn dem harten Todesbette
 Streitend, wer sie mag beerben,
 Ihre Kinder um die Wette.
 Wen'ge nur vergießen Thränen,
 Denkend ihrer Lieb und Treue,
 Da die Weisheit kundlich wäghen,
 Weitans schöner sei das Neue.
 Und sie grollen mit der Alten,
 Daß sie oftmals mehr verprochen,
 Als am Ende sie gehalten,
 Und manch Andres noch verbrochen.
 Und die Dunkelmänner keifen,
 Daß sie stümmlich sich gerühret,
 Um die Fesseln abzuschneien,
 Die die Geister eng umschneuret.

Blößlich, furchtbar anzuschauen,
 Nichtet sich empor die Alte;
 Zwischen silberweißen Brauen
 Furcht sich tief die dunkle Falte.
 Im entfärbten Angesichte
 Sit's, als ob ein Hornblitz glimme.
 Schweigt, ihr thörichte Federn Wichte!
 Ruft sie laut mit heif'rer Stimme.
 Jeden Nachruf sollt ihr sparen,
 Alles Preisen, Schelten, Lättern.
 Nicht das Heute kann erfahren,
 Was bedeuten mag das Gestern.
 Darum keine Karrensprüche
 Haltet mir am offenen Grabe,
 Weder Segen, weder Flüche,
 Da ich Einen Wunsch nur habe,
 Daß auf meinem Leichensteine
 Stehen soll das Wort zu lesen —
 Wahrlich Ruhm genug dies eine —:
 Bismarck ist ihr Sohn gewesen.
 Was mir Großes sonst gelungen,
 Tritt zurück vor diesem Namen.
 Nun, ihr Alten und ihr Jungen,
 Gute Nacht — und damit Amen! („Münch. Zug.“)

Sylvester-Drafel. Am 31. Dezember des Jahres 335 starb Papst Sylvester, welcher an Kaiser Konstantin die Laufe vollzogen haben soll. Zum Gedächtniß dieses Kirchenfürsten wurde der Tag Sylvester genannt. Auf den Brauch, die letzten Jahresstunden froh zu verbringen, hat jedoch die Erinnerung an den Papst keinen Einfluß geübt. Wir begehen den Abend mit Funsch, Pfamtluchen und allerlei Scherzen. Bei letzteren spielt die Frage an das Drafel: eine wichtige Rolle. Mächtiger als sonst regt sich im Menschen der Wunsch, einen Blick in die Zukunft zu thun, ein Zeichen zu erhalten, das eine Deutung für das kommende Schicksal zulassen könnte. Bei dem weniger Gebildeten haftet daran der Aberglaube, dem Gebildeten bleibt es ein Spiel der Phantasie. Die Hauptfrage in den verschiedenen Scherzspielen ist die nach dem oder nach der „Zukünftigen“. Zuerst soll das Drafel über das „Ob“, dann über die in Betracht kommende Person Auskunft geben. Je nach Land oder Provinz sind solche Scherzspiele verschieden in den Formen. In unseren östlichen Provinzen wird die wichtige Orakelfrage durch folgendes Drafelenspiel entschieden: Von mehreren weiblichen und männlichen Personen des geistlichen Kreises legt jede die Hälfte einer ausgehöhlten Walnußschale, in welche ein brennendes Wachelicht gesetzt ist, in ein Wasserbecken. Man bringt das Wasser ein wenig in Bewegung und beobachtet nun, wie sich die kleinen Fahrzeuge einander nähern oder von einander entfernen; reiben zwei zusammen, so wird aus denen, welchen sie gehören, bald ein glückliches Paar. In anderen Orten sind verschiedene Arten des Kartenorakels im Schwunne. Eine derselben ist folgende: Jeder Mitspielende legt einer bestimmte Karte eine Bedeutung bei und leidet diese in einen Spruch oder eine Sentenz. Nun zieht Jeder eine Karte, und man sieht nach, welche Bedeutung ihr beigelegt wurde; von dieser wird der Schluß auf das Schicksal der Person, welche die Karte erhalten hat, gezogen. Gemeinhin steht die Heirathsfrage im Vordergrund. Ein anderes Beispiel: Ein Spiel Karten wird unter die Teilnehmer vergeben, ein anderes in einer sogenannten Schlange ausgebreitet, so, daß die Karten nur von der Rückseite sichtbar sind. Daraus zieht Jeder eine. Wer das Coeurs-As hat, prophezeit: In diesem Jahr wird sich verloben, wer die Coeurdame zieht. Sobald Jemand diese Karte gezogen hat, muß er sich melden. Am weitesten verbreitet ist das Drafelenspiel mit Zinn gießen. Das geschmolzene Metall nimmt bei seinem plötzlichen Einfallen in das kalte Wasser allerlei kraue Formen an, deren Deutung der Kombinationsgabe freies Spiel gemährt. Die jetzigen Bildungen sind so undeutlich, daß man sie für Alles oder nichts halten kann, wie der Kämmerer Polonus nach den Wünschen Hamlets in einer Wolke ein Kameel oder ein Wiesel oder einen Walfisch sieht. Entdeckt man aber auch wirklich eine bestimmte Form, so gilt sie doch nur als ein Symbol. Und die Frage nach seiner Bedeutung beschäftigt nun die Einbildungskraft. Hier zeigt sich dem Auge ein Gebilde ähnlich einem Schiff — das bedeutet zweifellos eine Seereise; dort ein Fisch — es kann aber auch eine Frau sein. Für einen jungen Mann ist die Deutung bei beiden Annahmen günstig, denn ihm ist eine Braut beschieden, und diese ist ein Goldstück. Noch mancherlei mit Wünschen und Hoffen in Zusammenhang stehende Spiele und Bräuche wären zu verzeichnen; es wäre ihrer aber zu viele, um sie aufzuführen. Am besten wäre es, man erfindet neue. In Prohem Kreise ist ja die Phantasie angeregt. Aber nicht Jedermanns Sache ist es, in Luit und Scherz das Jahr abzuschließen. Es giebt ernste Naturen, die in diesen Stunden allein mit sich bleiben. Sie ziehen die Bilanz ihres Wirkens, geben sich darüber Rechenenschaft, inwiefern sie den Zielen, die sie sich gesteckt, näher gekommen sind oder ob sie sich gar von ihnen entfernt haben, sei es in moralischer, sei es in materieller Hinsicht. Wenn aber die Mitternachtsglocken den Anbruch des neuen Jahres verkünden, so finden sich Ernste und Frohe in dem feierlichen Gefühl des Moments zusammen und sie rufen:

Soch das Jahr 1900!